Natalia Manzurova hat in der Sperrzone **um das Kernkraftwerk herum aufgeräumt.** Foto: privat

„Ich habe den Tod überlebt“

Japan erlebt eine Reaktorkatastrophe. Fast 25 Jahre ist es her, da hielt die Welt den Atem an und schaute nach Tschernobyl: Tagelang brannte ein Reaktor des Kernkraftwerkes und verstrahlte eine ganze Region. Die Radiobiologin Natalia Manzurova erinnert sich

Von Anja Boromandi

Auf dem Tisch neben ihr liegt eine kleine Blechdose. Immer wieder greift Natalia Manzurova hinein und nimmt eine Tablette heraus. Am Hals der zierlichen Radiobiologin aus Russland ist eine blasse strichförmige Narbe zu sehen. „Tschernobyl-Collier nennen wir das bei uns“, scherzt sie müde lächelnd und schluckt ihre Arznei. Im April 2010 erhielt sie die Diagnose Schilddrüsenkrebs. Danach, gesteht die 60–Jährige, sei sie wochenlang hysterisch gewesen. Obwohl sie immer mit der Erkrankung rechnen musste. „Aber wenn es dann wirklich soweit ist, will man es nicht wahrhaben.“

Umso weniger Verständnis hat sie für den Plan der ukrainischen Regierung, Tschernobyl für den Tourismus zu öffnen, um Devisen ins Land zu bringen. „Ich habe vom Sensationstourismus mit dem Geigerzähler gelesen und bin entrüstet. Ein Besucher meinte: ‚Ich war da drin und will da wieder hin.‘ Als ob man Rodeln oder Skifahren gehen würde“, sagt sie kopfschüttelnd.

Natalia Manzurova ist eine von geschätzten 700 000 Liquidatoren, die nach der größten bekannten Reaktorkatastrophe vor Ort waren um dort „aufzuräumen“. Viele ihrer Kollegen sind bereits gestorben. Natalia lebt. Über die körperlichen und seelischen Schmerzen redet sie nicht gern, gesteht sie. Sie tut es dennoch und ist der Einladung der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Organisation „Women in Europe for a Common Future“ nach München gefolgt. Um vor der teuflischen Gefahr zu warnen, die man nicht sieht, nicht riecht oder spürt. Vor Radioaktivität, die ihr Schicksal und das ihrer Eltern bestimmt und geprägt hat.

Geboren wurde Natalia Manzurova in Osjorsk, nahe der ersten russischen Kernkraftanlage Majak. „Die baute die russische Regierung als Reaktion auf die Atombombenabwürfe von Hiroshima und Nagaski. Meine Eltern haben über 40 Jahre an und in dieser Anlage gearbeitet, in der früher Plutonium für Atombomben produziert wurde. Mein Vater baute den ersten Reaktor mit, meine Mutter war in der Strahlenmesstechnik tätig“, erinnert sie sich. 1957 ereignete sich in Majak der erste schwere Reaktorunfall der Kerngeschichte, der jedoch jahrzehntelang vor der Öffentlichkeit verschwiegen wurde. Die Katastrophe war folgenreich für die Umwelt und den Menschen, vor allem für die Mitarbeiter. Die Höchstdosis von 100 Röntgen hatte ihr Vater irgendwann um das Sechsfache überschritten, der Körper der Mutter war mit 400 Röntgen belastet. „Mein Vater galt damals als medizinisches Wunder, er hatte fast so eine Art Resistenz entwickelt“, erzählt sie mit ruhiger Stimme. Ihre Mutter starb mit 62, der Vater mit 74.

Dennoch trat Natalia beruflich in die Fußstapfen ihrer Eltern. 1976 begann sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin damit, die Auswirkungen der Katastrophe von Majak zu untersuchen. „Durch unsere Erfahrungen, die wir im Ural gesammelt haben, war unser Forschungsinstitut damals das einzige in der Welt, das wusste, wie Radioaktivität den Menschen und die Natur verändert“. Wie bald sie dieses Wissen brauchen würde, ahnte sie damals noch nicht.

Eine Wahl, den Auftrag abzulehnen, hatte sie nicht

Am 26. April 1986 passierte der GAU. Der größte anzunehmende Unfall. Vier Tage lang brannte der Reaktor 4 des Kernkraftwerkes von Tschernobyl. Natalia Manzurova war zu diesem Zeitpunkt 36 Jahre alt und alleinerziehende Mutter einer Tochter. Schon wenige Tage später, am 5. Mai, reiste sie mit Physikern, Chemikern und anderen Kollegen nach Prypjat. In einen nur vier Kilometer vom Reaktor entfernten Ort, in dem zuvor rund 48 000 Menschen lebten. Eine echte Wahl, den Auftrag abzulehnen, hatte sie nie: „Offiziell waren wir ja alle ‚Freiwillige‘ – aber andererseits“, relativiert sie, „fährt doch auch jeder Arzt ins Erdbebengebiet, wenn er gerufen wird, oder? Schon aus der Verpflichtung und Verantwortung heraus.“

In einem ehemaligen Kindergarten richtete sie sich mit den Kollegen ein Labor ein. „Als wir ins Gebäude kamen, fanden wir nur einen stark verbrannten Hund, der blind war. Es war ein schrecklicher Anblick“. In den kommenden Wochen und Monaten trifft sie immer wieder auf Tiere, deren zentrales Nervensystem angegriffen war und die die Tollwut hatten. „Außerdem kreuzten sich Haushunde mit Füchsen und waren dadurch sehr gefährlich. Viele mussten wir erschießen.“

Die Atmosphäre in Prypjat war gespenstisch. Obwohl Frühling war, herrschte Totenstille. Kein Vogelgezwitscher war zu hören. Natalia beschreibt die Situation als Vakuumglocke, die über einen gestülpt wird. „Alles stand da unberührt, als wäre man vom Himmel gefallen. Die Stimmung war unwirklich: das neue Riesenrad auf dem Rummelplatz, das eine Woche später eingeweiht werden sollte. Oder die Wäsche, die vor einem Haus auf der Leine flatterte.“

Natalia leitete die Aufräumarbeiten. Anfangs durfte sie aufgrund ihres jungen Alters noch nicht zu nah an den Unglücksort, doch irgendwann, sagt sie, war das dann auch egal. „Ich wusste, wie gefährlich es für mich war. Sobald die Belastung zu hoch war, wurden wir ausgetauscht. Der Rhythmus war: 15 Tage arbeiten, 15 Tage entfernen.“ Der Schutzanzug, den sie bei der täglichen Arbeit trug, sparte nur die Partie um die Augen aus. Ihre Haut war von der Strahlung verbrannt. „Wie Milchschokolade sah das aus, auch die Brillengläser waren mit einer braunen Schicht überzogen.“

Mit einem speziellen Pflug begann ihr Team, die oberste Schicht der Erde abzutragen. Natalia nahm Bodenproben und erstellte zusammen mit den Strahlungsmesstechnikern eine Karte. Sie erfasste die Einrichtung der Häuser, um Schadensersatzforderungen festzustellen. „Am Ende war der Regierung der Aufwand zu kompliziert, jeder bekam einfach pauschal 20 000 Rubel.“ Umgerechnet sind das 500 Euro.

Sie fand Eimer voller toter Embryonen

Jeden Tag dekontaminierten Natalia und ihre Mitarbeiter verstrahlte Gegenstände. Sie gruben große Löcher, betonierten sie aus, schütteten den Müll rein und planierten die Stelle zu. Hochradioaktive Dinge wurden mithilfe eines ferngesteuerten Fahrzeuges vergraben. So verschwanden ganze Siedlungen und Dörfer. Dazwischen gab es immer wieder Bilder, die sich in ihren Kopf eingebrannt haben. Etwa als sie in einem Gebäude Eimer mit toten Säuglingen und Föten fand. „Nach dem GAU gab es viele Abtreibungen per Kaiserschnitt“, erklärt sie und fügt leise hinzu, „nur ich weiß jetzt, wo sie begraben sind. Die Mütter würden sonst bestimmt zurückkommen.“

Das Szenario habe sie an Krieg erinnert. Nur, dass die Menschen nicht fluchtartig gegangen seien. „Es gab keine Panik. Nach und nach kamen Busse aus Kiew und haben immer mehr Menschen weggebracht.“ Sie musste zusehen, wie Kinder in Busse gesetzt und fortgefahren wurden. „Sie hatten keine Vergangenheit und keine Zukunft mehr. Als ob eine Neutronenbombe explodiert wäre.“ Die letzten Bewohner verließen erst rund ein Jahr später die kontaminierte Gegend. Was der Profitgier keinen Abbruch tat: Manche Anwohner, weiß sie, haben verstrahlte Kleider gesammelt und sie draußen verkauft.

Die offizielle Sperrzone mit einem Radius von 30 Kilometern existiert heute immer noch. Nur einmal im Jahr, zu Ostern, dürfen die ehemaligen Bewohner einen Tag lang nach Prypjat zurück, um die Gräber der Angehörigen zu pflegen, die vor dem Unglück starben. Die Opfer des Reaktorunglücks hingegen werden bis heute alle auf einem eigens dafür angelegten Friedhof in Moskau beerdigt. Wie viele Tschernobyl-Opfer dort liegen, weiß Natalia nicht. Nur, dass sie alle in Bleisärgen beigesetzt wurden.

Für ihren Einsatz bekam sie einen Orden von Jelzin

Die Radiobiologin ist heute Invalide. Sie leidet neben ihrer Krebserkrankung am posttraumatischen Syndrom. Sie ist oft müde, hat Kopfschmerzen, ist erschöpft. 20 Mal wurde sie untersucht. Drei Jahre lang war sie ans Bett gefesselt und spielte mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen. „‚Wie kannst du überhaupt noch arbeiten?‘, werde ich oft gefragt. ‚Ihr seht mich ja nicht, wenn ich zwei drei Wochen, manchmal Monate im Bett liege‘, antworte ich dann.“

Für ihren Einsatz bekam sie von Boris Jelzin eine Medaille. In Abwesenheit, weil sie krank war. Sie lacht. „Eigentlich hätten sie mir als Invalidin einen Orden geben müssen. Aber der, der mit der Übergabe der Dokumente für die Verleihung beauftragt war, hat sich selbst für den Tapferkeitsorden eingetragen und mich für eine Medaille.“

Kraft zum Weiterleben schöpft sie aus dem Glauben. „Meine Mutter gehörte zu den Altgläubigen, das ist eine besonders strenge Form der Orthodoxie. Ich treffe mich regelmäßig mit einem Priester. Was den Tod angeht, kann ich sagen, dass ich ihn überlebt habe. Ich war schon klinisch tot, doch auf dem Weg zum Himmel hat mich Gott wieder zurückgeschickt. Es scheint so, als habe ich noch eine Mission auf der Erde zu erfüllen.“

Eine davon ist ihr Brief an Angela Merkel, den sie zusammen mit der Umweltorganisation „Planet of Hope“ aufgesetzt hat. Darin appelliert sie an die Bundeskanzlerin, die geplanten Castor-Transporte von Ahaus ins russische Majak zu verhindern. ■

Auch heute noch leiden die Menschen in der Region um Tschernobyl an den Spätfolgen des Reaktorunglücks. **Yuriy Krivenko (12) hat Leukämie.** Er sitzt in einem Untersuchungsraum des Donetsker Krankenhauses. Foto: dpa